

Sächsische Volkszeitung

Ercheint täglich nachm. mit Ausnahme der Sonn- u. Festtage.
Bezugspreis: Vierteljähr. 1 Mr. 50 Pf. (ohne Bestellgeld).

Post-Bestellnummer 6858.

Bei außerdeutschen Postanstalten laut Zeitungs-Preisliste.
Einzelnnummer 10 Pfennige.

**Anabhängiges Tageblatt
für Wahrheit, Recht und Freiheit.**

Buchdruckerei, Redaktion und Geschäftsstelle:
Dresden, Pillnitzer Straße 43.

Inserate
werden die Ogepaltene Zeitzeile oder deren Raum mit 15 Pf.
berechnet, bei Wiederholung bedeutender Rabatt.
Redaktions-Sprechstunde: 11-1 Uhr.
Fernsprecher: Amt I. Nr. 1366.

Nr. 55.

Sonnabend, den 7. März 1903.

2. Jahrgang.

Wir beginnen morgen mit dem Abdruck des Romans: **Der australische Erbe**

aus der Feder des beliebten englischen Schriftstellers **Edgar Pickering**, ins Deutsche übersetzt von **Franz Paul**. Mit der Erwerbung dieser höchst spannenden Lesart hoffen wir den Beifall unserer geehrten Leser zu finden.

Die Redaktion.

Ein Jesuit als Vaterlandsretter.

Die veruchte Begründung einer „antikultramontanen Wahlvereinigung“ wird von der Mehrheit der erst zu nehmenden Parteipresse, wie zu erwarten war, als ein von vornherein verpfuschter Plan aufgenommen. Dazu hat wohl nicht zum wenigsten die ungeschickte Art beigetragen, wie der bekannte Aufsatz in die Welt gesetzt wurde. Seit Jahr und Tag bemüht sich der Jesuit Graf Hoensbroech, ein Reichstagsmandat zu erlangen, um das Deutsche Reich vor der drohenden ultramontanen Gefahr zu befreien. Bis jetzt ist er nirgends auf Gegenliebe gestoßen. Aber endlich wittert er Morgenluft. Vierhundert wackere und erprobte Kulturkämpfer, zum weitaus größten Teile Protestanten, stellen sich unter das Kommando eines ausgeprägten Jesuiten und bilden eine Sturmkolonne gegen den Felsen Petri und den Zentrumsturm: „Nitter Hygan!“

Mit Ausnahme einiger ganz verbohrrer Zeitungs-schreiber und rettungslos übergeschnappter Fanatiker hat die Presse der meisten Parteien die neue Gründung als ein nebenjähliches Ereignis ohne besonderen Belang aufgefahrt. Das nationalliberale Berliner Parteiorgan, die „Nationalzeitung“, gibt der „antikultramontanen Wahlvereinigung“ einen ebenso deutlichen Stoß, wie der Bund der Landwirte. Sie meint, daß bei der Bildung der „Wahlvereinigung“ offenbar persönliche Bestrebungen verschiedener Art wirksam gewesen seien; das soll wohl heißen, daß auch die Nationalliberalen mit dem Jesuiten und seinen Mandatsschmerzern nichts zu tun haben wollen. Um das auszusprechen und zu vertreten, was in dem Aufsatze steht, sei keine besondere Wahlvereinigung notwendig, und diese dürfte auch keine anderen Hilfsmittel dafür darbieten, als die antikultramontanen Parteien. Dasselbe haben wir bereits vorhergehend, nur mit ein bisschen anderen Worten, kurz und gut: Der Plan des nach einem Mandate krebenden Apostaten Hoensbroech ist schon heute ins Wasser gefallen. Was er will, ist jedem Politiker auf den ersten Blick klar gewesen. Man merkte die Absicht und wurde verstimmt. Wenn irgend etwas die Herkunft des bekannten Aufsatzes ins rechte Licht zu setzen geeignet ist, dann ist es die Tatsache, daß der für das „reine Evangelium“ so selbstlos kämpfende Jesuit Graf Hoensbroech Arm in Arm mit dem Jesuiten Professor Haedel aufmarschiert, dem berühmten „Affenhädel“, der bisher ohne

Erfolg auf Java und sonstwo das Mittelglied zwischen Mensch und Affe, den Affenmenschen, gesucht hat. Der Atheist und der Hionswächter Arm in Arm: mehr braucht man nicht. Aber der Haß hat sich noch nie als ein geeignetes Bindemittel für Parteibildungen erwiesen. In der Politik spielen denn doch noch gar zu viele solide reale Interessen mit.

Inzwischen wird im Kulturkämpferschen Blätterwald, besonders Sachsens, der Windmühlkampf gegen die „ultramontane Gefahr“ mit ungeschwächten Kräften fortgesetzt. Es sind meistens Stillübungen, die zur Heiterkeit stimmen müßten, wenn nicht soviel Verdrehung und niederträchtig boshafte Tendenz mit unterliefe. Auf der einen Seite wimmelt es von blödsinnigen Versuchen, die Korruption fortzusetzen und den Bischof von Trier in Gegensatz zum Zentrum oder gar zum heiligen Stuhle zu bringen. Darüber braucht man nur sein Wort mehr zu verlieren. Weniger harmlos sind die Bestrebungen der „antikultramontanen“ Fanatiker, dem Reichstagskanzler allzu großes Entgegenkommen gegen „römische“ Wünsche unterzuschieben und die endgiltige Beseitigung des Jesuitengesetzes zu hintertreiben. Allen voran eifern die sächsischen Zeitungen in der verbissensten Weise gegen die Aufhebung des Jesuitengesetzes. Die traurigen Vorgänge am Dresdener Hofe haben diesen neuen Sturm entfesselt, trotzdem er in gar keinem Zusammenhang mit konfessionellen Fragen steht. Die sächsischen Heher sollten doch bedenken, daß auch an protestantischen Höfen (siehe Mecklenburg) manches nicht ist, wie es sein sollte.

Nun möchte der „Evangelische Bund“ den Grafen Hoensbroech noch zu gern als Abgeordneten in Sachsen haben, und das trotz seiner Vorbildung bei den Jesuiten. Welche Inkonsequenz! Oder ist die Vorbildung auf Jesuitenanstalten nur so lange gefährlich, als man — katholisch bleibt? Sobald man „romfrei“ wird — sei es auch nur wegen einer Heirat — schadet sie nichts mehr. Sie bildet dann selbst für einen Abgeordneten kein Hindernis, ja selbst Pastor kann man noch in Sachsen werden, katholischer Seelsorger freilich nicht. Dieses verbietet das Gesetz, jenes aber nicht. Sotthaner Herr Graf findet also in Sachsen Bundesgenossen, zwar aus keiner Jesuiten-vorschule, aber immerhin ganz annehmbare Romkämpfer; das dürfte seinem Kontraste sehr erwünscht sein — freilich kommt es hier in Sachsen auf einen Herrn D. Meyer, Hoensbroech, Grafmann mehr oder weniger nicht an. Wir sind gewöhnt, die verbissenen Feinde der katholischen Kirche nicht zu zählen, sondern zu wägen. Vollgewichtige, wissenschaftliche Größen haben wir bisher darunter noch keine gefunden. Ihre Tätigkeit ist Scherensarbeit aus berüchtigten Kulturkampfwerken vergangener Jahre. Graf Hoensbroech steht bedeutend über ihnen, trotzdem auch er ganze Seiten abzuschreiben pflegt. Darum wünschen die Epigonen, den vaterländischen Boden mit seinen Lorbeeren schmücken zu können. Habeant sibi! Solche wissenschaftliche Größen werden der katholischen Kirche nicht gefährlich; sie stützen nur konfessionellen Unfrieden und erregen bei den gebildeten Protestanten

einen Abscheu vor der unehrlichen Kampfweise ihrer eigenen Partei; diesen Vorteil hat es. Freilich die Unkenntnis der breiten evangelischen Schichten, die man in den Lehrbüchern und Schriften mit Absichtlichkeit zu erhalten sucht, bilden eine willkommene Jolie für ihre Gegner.

Wir können also den Versuch der antikultramontanen Vaterlandsretter mit aller Ruhe zusehen. Die Qualität der vereinigten Gegnerschaft gibt keinerlei Anlaß, sich besonderen Besorgnissen hinzugeben. In Sachsen schwebt das Vaterland nicht in Gefahr, von den „römischen“ Ultramontanen verschlungen zu werden; sie sind froh, wenn man sie in Ruhe läßt, und besorgen das Entlarven ihrer unehrlichen Gegner immer mit einer schmerzlichen Behmut. Das hilft's; manche Leute breimen vor Begierde, sich in ihrer unzulänglichen Begabung an Ehrlichkeit und Bildung öffentlich zu zeigen. Sollte es dem Herrn Grafen auch in Sachsen darnach gelücken, wir lernen ihn gern das „Cognosco to ipsum“ (erkenne dich selbst) kennen! — Wolle der Herr Graf Sachsen wirklich vor einem gefährlichen Feind retten, der mehr als die rote Agitation dazu beiträgt, daß das Land immermehr in die Arme der Sozialdemokratie getrieben werde, dann möge er jene Clique bekämpfen, welche dem Volke Steine der konfessionellen Berhebung statt das Prot sozialer Reformen bietet. Dann möge er kandidieren, wir Katholiken werden ihm freudlich beim Wahlkampfe helfen —, denn er würde dadurch das Vaterland zu retten suchen. Aber er müßte sich freilich andere Protektoren als den Evangelischen Bund auswählen, der unter dem Vorgeben den Ultramontanismus des Südens zu bekämpfen, die noch viel gefährlichere Herrschaft eines Ultramontanismus aus dem Norden aufrichten will. Die Räume wachseln selbst in Sachsen nicht in den Himmel, trotz Hoensbroech, denn das Volk kennt seine schwarzen „Papenheimer“. Für den neuen Ritter Georg schaut weiter nichts als eine neue Mamage heraus. Schade, daß der berüchtigte Grafmann nichts mittun kann, er würde sicher bei der neuen Hege in Sachsen das Seinige als würdiger Kampfgenosse dazu beitragen, um den Erbsitten und seine Freunde noch stärker bloßzustellen, als sie es allein fertig bringen werden. W.

Reichstag.

K. Berlin. 274. Sitzung am 4. März, 1 Uhr.

Im Reichstag gab am Donnerstag die Beratung des Etats des Reichsjustizamts Veranlassung zur Erneuerung der schon mehrfach vorgebrachten Klagen über polizeiliche Mißgriffe, willkürliche Verhaftung von Untersuchungs- und Strafgefangenen usw. Die Reihe der Redner eröffnete der freisinnige Abg. Rechtsanwalt Leuzmann, der außerdem statt der bedingten Vergnadigung die gesetzliche Regelung des Strafaufschlusses oder der bedingten Verurteilung und ein Strafvollzugs-gesetz forderte. Auch verlangte er Abschaffung oder mindestens Reform des Rajestrats-beleidigungsparagrafen, Reform des Groben-Unfug-Paragrafen, Abschaffung des Gesinde-Häftlingsrechts usw.

„O, dieses unglückselige Goldfieber!“ erwidert sie leise. „Es erfaßt nicht nur einzelne Menschen — es packt zuweilen gleich ganze Nationen! Nie und nimmer würde es meinen englischen Landsleuten dort oben in den Zimmern gekommen sein, das friedliebende Burenvolk brutal zu überfallen, wenn Johannesburg anstatt einer Goldminenstadt eine Sandbühde wäre!“

Mit einem langen Aufstimmstimm Paul ihr bei. „Trotzdem“ — fügt er feierlich hinzu — „niemals brächte ich es fertig, gegen Deine Landsleute in den Krieg zu ziehen, meine Irene. Wir wollen den armen Verwundeten beider Nationen zu nützen suchen, indem wir den größten Teil Deines Vermögens den Hospitälern spenden und so zur Vinderung der Schmerzen dieser armen Unglücklichen beitragen!“

„Ja, Liebster!“ flüstert sie innig. „So betätigt sich die allgemeine Menschenliebe am besten! Wir beide begnügen uns mit wenigem. Wir sind für immer geheilt vom südafrikanischen Goldfieber!“

Zwischen Winter und Frühling.

Ach, daß es endlich, endlich Frühling werde!
Der Winter floh, doch will der Venz noch säumen.
Kings nackte, schwarze Zweige an den Bäumen;
Graugrünes Gras, und nackte schwarze Erde!

Ach, daß es endlich wieder Frühling werde,
Daß alle Wiesen voll von Blumen schäumen,
Und die Natur aus schweren Winterträumen
Erwache auf der neuerwachten Erde.

Wirf, Frühling, Deine Verchen in den Aether,
Spann Deinen schönsten Sonnenwagen an!
Und jauchze durch die bunte Flur, Erreter.

Von strengen Winters kaltem Zaubern!
So feire mit dem schönsten Frühlingswetter
Den Einzug auf die Auren, in den Tann!

Im Goldfieber.

Ein Roman aus dem Kapland.

Von **Erich Griese**.

(Nachdruck verboten.)

Frau Rathilde entgegnet nichts. Ihr Schmerz ist ein stiller, aber tiefer. Jetzt erst fühlt sie so recht, was sie an ihrem guten John befehen, fühlt sie, daß er nur aus Liebe zu ihr und den Kindern geflohen hat, und sie macht sich bittere Vorwürfe, daß sie ihn durch ihre Klagen dem allverwirrt großtuerenden Goldfieber in die Arme trieb.

Arbeiten will sie, arbeiten, hart und emsig, um sich und ihre Kinder ehrlich zu ernähren. Von den sogenannten „Freunden des Lebens“ hat sie für immer genug.

Lord Roberts wird sofort nach der Gerichtsverhandlung, in welcher er des Meineides und der Anstiftung zum Morde beschuldigt wurde, in festen Gewahrsam gebracht. Hier, hinter eisernen Gitterstäben, hat er Zeit genug zum Nachdenken über sein schuldbeladenes Leben.

Wohl für immer ist der Vorhang heruntergegangen über der verderbenbringenden Existenz eines Menschen, der nur Unglück an sich her verbreitete, dessen trauriger Lebensroman hinter dem hohen Gemäuer des Gerichtshauses sein finsternes Schlupfkapitel findet.

Lady Elisabeths ohnehin schwache Nerven hätten beinahe unter dem letzten brutalen Anstoß während der Gerichtsverhandlung, als sie vernahm, daß ihr Bruder sogar ein Mörder ist, kollibriert.

Zwar wußte sie, daß ihr Bruder mit Alfred van Gölpen in letzter Zeit verfeindet war, weil derselbe ihm oft das Schwindelhafte der „Diamantminen-Gesellschaft fortuna“ vorgehalten. Daß diese Feindschaft ihn jedoch zu einem Verbrechen treiben würde — das ahnte Lady Elisabeth nicht.

Wochenlang liegt sie schwer krank am Nervenfieber darnieder.

Doch Irenez aufopfernder Pflege gelingt es, das immer schwächer zuckende Lebenslichtchen der kleinen Dame wieder kräftig emporzudrücken zu lassen.

Zu diesen trüben Krankheitsstunden, welche trauliche Unterredungen begünstigen — in diesen Stunden vertraute auch Lady Elisabeth der Cousine ihr Herzensgeheimnis an. Irenez Vater, der verlorbene Oberst Morrison war Lady Elisabeths Jugendliebe gewesen, von dem sie durch den Wachspruch ihres Bruders, der ihr Vermögen zu seinen Spekulationen gebrauchte, grausam getrennt wurde.

Oberst Morrison hat später eine Deutsche geheiratet. Aber Lady Elisabeth vergaß den Jugendgeliebten nie. Sie übertrug ihre ganze Liebe auf sein Kind, die kleine Irene, sein Ebenbild.

In Irenez bräutlichem Glück findet sie Ersatz für ihr verlorenes Liebesglück, und täglich betet sie zu Gott, daß er das Kind ihres Willam vor allem Unheil beschützen möge.

Und Paul und Irene?

Beide sind so glücklich, wie eben nur zwei Menschenkinder, die einander alles auf der Welt sind, sein können.

Paul hat für sich und seine zukünftige Frau ein kleines, rosenumranktes Häuschen in Rosendahl gemietet — und hier richtet Irene mit Lady Elisabeths Hilfe ihr trauliches Nestchen ein.

Heute, am Vorabend ihrer Hochzeit, sitzen Irene und Paul innig umschlungen in der magnolien-umrankten Laube ihres neuen Heims.

Ihre Gedanken sind bei dem unglückseligen südafrikanischen Krieg, der so viel Menschenleben fordert, so viel Herzensglück zerstört.

„Steh, Liebste!“ ruft Paul leuchtenden Auges. „Wenn ich jetzt allein dastände, wenn ich nicht an Dich denken dürfte, so würde mich nichts abhalten, meinen heldenhaften Veldern in Transvaal mich anzuschließen — selbst wenn ich wüßte, daß ich in den sicheren Tod ginge... Aber so —!“